

Der letzte Fricker Wagner

Autor(en): **Hayer, Johann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Frick - Gestern und Heute**

Band (Jahr): **5 (1994)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-955018>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der letzte Fricker Wagner

Johann Hayer erzählt

51



Abb. 1
Im Hinterdorf
betrieb Johann
Hayer (*1905) bis
vor kurzem seine
Wagnerei (siehe
«Frick – Gestern
und Heute» Nr. 1
1985, S. 37–39)

1

1817 brannte das Bauernhaus am Kirchmattweg 1 ab. Es wurde in Fronarbeit wieder aufgebaut, so dass bereits im Sommer darauf die Ernte wieder eingebracht werden konnte. Es war im Besitz zweier Familien. Die obere Wohnung gehörte meiner Grossmutter, der Witwe Emilie Gerle, die untere gehörte Schmidli, einem alleinstehenden Manne. Scheune und Stall mussten geteilt werden. Hinter dem Haus gab es noch zwei Hühnerhöfe. Xaver Rüetschi, geboren 1867, Sohn eines Schreiners aus Gipf-Oberfrick, kaufte den unteren Hausteil und baute an den Stall eine kleine Werkstatt an, eine «Butigg». Diese hatte drei Fenster, zwei gegen den Garten, eines gegen die Strasse. Der Boden war gestampfter Lehm. Nur vor den beiden Hobelbänken, die noch mit Holzspindeln versehen waren, lagen Bretter. Ein niedriger eiserner Ofen stand mitten im Raum. Darauf stand oft eine Pfanne mit Sodawasser, um die Radnaben auszukochen. Seit der Elektrifizierung, im Jahre 1903, betrieb eine Transmission in der hintern Ecke eine Bandsäge, eine einfache Holzdrehbank und einen Schleifstein. Das waren die einzigen Maschinen. Die meisten Arbeiten mussten von Hand gemacht werden. Sägen, Bohrer, Hobel, Zieh- und Hohlmesser, Stechbeitel, Feilen in verschiedenen Grössen hingen an der Wand. Zum Teil stammten die Werkzeuge noch aus Vater Rüetschis Schreinerei. Manchmal musste ein fehlendes Werkzeug durch Improvisieren ersetzt werden, so diente eine Dreikantfeile als Glasschneider oder eine alte Sense als Eisensäge. Das Dach der Werkstatt war gegen den Garten weit heruntergezogen und ruhte auf zwei Holzpfosten. In diesem offenen Schopf wurden Wagen geflickt oder zusammengebaut. Da gab es halt manchmal steife Finger beim Arbeiten.

Auf dem Dachboden über der Werkstatt befand sich das Holzlager. Das Holz wurde beim Förster gekauft. Der Wagner brauchte vor allem Eschen für Speichen und Stiele,

Buchen für Felgen und Nussbaumdolderäste für Naben. Das Holz wurde von einem Fuhrmann in die Sägerei ob dem Dorf gebracht und dort nach Wunsch zugeschnitten. Mit dem Zweiräderkarren holte man dann die 3–4 m langen Bretter nach Hause. Dort blieben sie «aufgehölzelt» zuerst ein Jahr im Wetter, bevor sie ins Trockene gebracht wurden. Nussbaumäste warf man einige Zeit ins «Güllenloch», damit sie resistent gegen Würmer wurden. Dass das Drehen der Naben für die Nase nicht die angenehmste Arbeit war,

versteht sich. Manchmal brachten die Bauern auch eigenes Holz zum Verarbeiten. Dann war der Wagner nicht verantwortlich, wenn die Räder später schrumpften, der Eisenreif sich lockerte und das Rad nochmals zum Schmied musste. 1920 wurde ich aus der Schule entlassen. Erst hiess es mitverdienen, und wie viele musste auch ich in die Fabrik, «i d Siidi» (Seidenbandweberei) neben dem Schulhaus. Doch wollte ich lieber einen Beruf erlernen. Schon während der Schulzeit hatte ich beim Rüetschi-Wagner geholfen. Da er



Abb. 2
Hans Hayer
an der Hobelbank
in seiner
Werkstatt

keinen Sohn hatte, bildete er hier und da Lehrlinge aus. Er war einverstanden, mich als Lehrbub einzustellen, und so begann ich an einem Montagmorgen meine zweieinhalb-jährige Lehre. Die Eltern mussten wohl oder übel einverstanden sein, als sie vor vollendeten Tatsachen standen. Ich bekam keinen Lohn, musste aber auch kein Lehrgeld bezahlen, da ich zu Hause ass und schlief. Wir arbeiteten von 7 bis 12 Uhr und von 13 bis 19 Uhr, mit je einer Viertelstunde Znüni- und Zobigzeit. Am Samstag gab es früher Feierabend. Ferien kannte man nicht. Im Sommer galten allerdings diese Arbeitszeiten nicht, da arbeitete man fast Tag und Nacht. Die Bauern brachten kaputte Sachen. Heugabelstiele, Gestütze sollten möglichst sofort repariert werden. Daneben wartete die Arbeit auf den eigenen Feldern, denn wie die meisten Handwerker bewirtschaftete auch Rüetschi-Wagner einen kleinen Bauernbetrieb. Ich musste als Lehrling selbstverständlich auch draussen mithelfen. Rüetschi, ein kleiner, buckliger Mann mit Schnauz und «Müggli» unter der Unterlippe, war ein strenger Meister, der exakte Arbeit verlangte. Einmal setzte es eine Ohrfeige ab, weil ich die Handsäge in der falschen Richtung aufgehängt hatte. Damals kannte man noch keine Überkleider. Eine halbe Schürze, mit einer Kette geschlossen, schützte die Kleider. Der Meister trug im Winter eine Strickweste, im Sommer ein Gilet über dem kragenlosen Hemd. Einmal, als er an der Drehbank arbeitete, wurden die Spitzen des Gilets vom rasend schnell drehenden Holzstück erfasst, blitzschnell aufgerollt und die ganze Hemdbrust mitgerissen. Im Nu stand er mit nackter Brust, mit Hemdsärmeln und Gilet-rücken bekleidet, da.

Alle erledigte Arbeit wurde ins Werkstattbuch eingetragen, von dort dann am Sonntag ins grosse Buch übertragen. Nach dem Alphabet hatte darin jeder Kunde seine Seite. Auf Martini (11. November) wurden die Rechnungen

geschrieben, alle von Hand. Später machte man Halbjahresrechnungen. An einem grossen Rad arbeitete man anderthalb Tage und verkaufte es für ungefähr 25 Franken. Ein Leiterwagen kostete 250 bis 280 Franken. Wenn ein Bauer Wert auf einen wirklich guten Wagen legte, bestellte er ihn zwei Jahre zum Voraus. So konnten die Räder in der Wärme zum Ausdorren aufgehängt werden.

Der Schulbesuch während der Lehre war freiwillig. Ich besuchte die Handwerkerschule in Frick. Das letzte Vierteljahr liess mich der Meister allerdings nicht mehr gehen. Er fand, ich wisse jetzt genug.

Alle Handwerkerlehrlinge (Schmiede, Schreiner, Maurer) besuchten dieselbe Klasse. Wir lernten vor allem Technischzeichnen, Rechnen und Buchführung. Es gab weder Zeugnisse noch eine Abschlussprüfung. Unter anderem unterrichteten uns Bezirkslehrer Dr. Höchli und Kreisoberförster Fricker.

Nach Abschluss der Lehre machte ich die Rekrutenschule, arbeitete bei Wagnern in Arisdorf und Killwangen. Später übernahm ich das Geschäft von meinem ehemaligen Meister, der mit seiner Tochter nach Amerika zog. Ich bildete noch Lehrlinge aus. Doch langsam machten sich die Mechanisierung und die Fabrikation bemerkbar. Gusseinheiten und Pneuräder konnte serienmässig billiger hergestellt werden. Es gab immer weniger Aufträge, meist nur noch Reparaturen. Der Beruf des Wagners stirbt aus.

Aufgezeichnet von Dorothea Brengard-Hayer